

MARTIN OESCH

Tatort Bodensee: Der Fluch des Jackpots

KRIMINALROMAN

GMEINER





MARTIN OESCH

**Tatort Bodensee:
Der Fluch
des Jackpots**

KRIMINALROMAN

GMEINER



Martin Oesch

Tatort Bodensee: Der Fluch
des Jackpots

KRIMINALROMAN



ZUM BUCH

Mörderische Millionen Carl Humboldt, phlegmatischer Journalist bei einem Provinzblatt am Bodensee, erhält den anonymen Hinweis, dass der millionenschwere Lottojackpot von einem Bewohner Seedorfs gewonnen wurde. Gleichzeitig sterben in dem malerischen Ort Bäcker, Lehrerin und Wirt - alle auf äußerst skurrile Art umgebracht. Wie hängen Morde und Millionen zusammen? Brachte das große Geld einen Fluch über das kleine Dorf? Nicht nur Kommissar Hutter von der Thurgauer Kantonspolizei ermittelt, auch in Humboldt erwacht ein längst verschüttet geglaubter Ehrgeiz. Er beginnt zu recherchieren und gerät dabei selbst unter Mordverdacht. Bei seiner Flucht vor der Polizei jagt er um die halbe Welt und taucht immer tiefer in die Vergangenheit des Dorfes und seiner Bewohner ein. Schließlich landet er in den Armen der Frau, die am Anfang allen Unheils stand ...

Martin Oesch, Jahrgang 1962, ist von Beruf Radio-Journalist und leitete während vieler Jahre das Programm eines der erfolgreichsten Privatradios der Schweiz, des Ostschweizer Senders FM1. Er lebt in St. Gallen, wo er an schönen Tagen den Blick auf den Bodensee genießt. Im Jahr 2021 erschien sein erster Kriminalroman „Tatort Bodensee: Der Fall Winterbergs“, den er zusammen mit Ralph Weibel schrieb.

IMPRESSUM

Personen und Handlung sind frei erfunden.
Ähnlichkeiten mit lebenden oder toten Personen
sind rein zufällig und nicht beabsichtigt.

Immer informiert
Spannung pur - mit unserem Newsletter informieren wir Sie
regelmäßig über Wissenswertes aus unserer Bücherwelt.

Gefällt mir!



Facebook: @Gmeiner.Verlag

Instagram: @gmeinerverlag

Twitter: @GmeinerVerlag

Besuchen Sie uns im Internet:

www.gmeiner-verlag.de

© 2022 - Gmeiner-Verlag GmbH

Im Ehnried 5, 88605 Meßkirch

Telefon 0 75 75 / 20 95 - 0

info@gmeiner-verlag.de

Alle Rechte vorbehalten

Herstellung/E-Book: Mirjam Hecht

Umschlaggestaltung: U.O.R.G. Lutz Eberle, Stuttgart

unter Verwendung eines Fotos von: © Jan-Christoph Horn / Pixabay

ISBN 978-3-8392-7300-5

DAS PANETTONE-GATE

Arschloch, dachte Humboldt und sagte stattdessen: »Ich sehe das Problem.« Er rümpfte die Nase.

»50 Gramm. 50 Gramm!«, wiederholte Fromm mit Nachdruck. »Und zwei Franken, lächerlich.« Rote Flecken zeigten sich auf Fromms Hals, wie immer, wenn er aufgeregt war. »Wie konntest du daraus nur eine Geschichte zimmern?«

Wie ein Schulbub vor dem Rektor saß Humboldt ganz vorne auf der Stuhlkante und überlegte sich, ob Arschlochs Frage eine Antwort verdiente. Die Sekunden verstrichen. Die Luft im Chefbüro – eine Mischung aus abgestandenem Zigarettenrauch und Schweiß – war zum Schneiden dick. »Ein Konsumthema ...«, begann Humboldt schließlich, machte eine Pause, betrachtete seine Fingerspitzen, was er immer tat, wenn er nicht mehr weiterwusste, und fasste neuen Mut: »Bringt mir mehr Konsumthemen, verlangst du ständig. Das war eins. Und ein gutes dazu!« Die Geschichte war folgende: Die Seedorfer Bäckerei Simoni verlangte für ihren Advents-Panettone, der seit Mitte Oktober im Verkauf war, zwei Franken mehr als letztes Jahr und machte ihn gleichzeitig 50 Gramm leichter.

»Simonis Schummeleien«, hatte der Titel des Einspalters vom letzten Mittwoch gelautet. Simoni hatte zu den Vorwürfen im Artikel keine Stellung genommen, sondern umgehend Fromms Nummer gewählt und dem Chefredaktor des Kreuzlinger Anzeigers klargemacht, was

mit dem fünfstelligen Werbebudget der Bäckerei Simoni geschehen würde, sollte das Blatt keine Gegendarstellung abdrucken. »Gegendarstellung?«, hatte Fromm in sein Telefon gekrächzt. Da gab es nichts anders darzustellen. Zwei Franken, 50 Gramm. Das waren die Tatsachen. »Ich lasse mir was einfallen«, hatte Fromm Simoni versprochen und aufgehängt.

»Also keine Gegendarstellung. Sonst eine Idee, Humboldt?« Die Frage hatte er rhetorisch gemeint. Carl Humboldt war mit Baujahr 1970 der älteste Redaktor im fünfköpfigen Lokalteam des Anzeigers. Vor einem halben Jahr erst hatte er hier angeheuert und einen jüngeren Kollegen ersetzt, der bei einer Recherche auf dem Weg ins Wallis scheinbar spurlos verschwunden war.

Die Bemühungen um Arbeit, welche die Arbeitslosenkasse von ihm verlangt hatte, hatten unverhofft Früchte getragen und Humboldt in die Provinz am malerischen Ufer des Bodensees getrieben. Und hier fiel er auf, nicht nur wegen seiner Größe von einem Meter 90. Die Kurzhaarfrisur mit ersten grauen Ansätzen war top gepflegt, er trug immer ein Hemd, im Sommer Baumwoll- oder Leinenhemden, im Winter solche aus Flanell. Humboldt lenkte den Blick von seinen Fingerspitzen wieder zurück auf Fromm, kratzte sich diskret den beginnenden Bauchansatz, betrachtete die Schweißflecken unter Fromms Achseln und ließ seinen Kopf leicht nach links fallen. Was für ein verheißungsvoller Wochenstart. Schweigen. Humboldt räusperte sich. »Hier geht's um die Glaubwürdigkeit.« Pause. »Nicht nur um meine, sondern

auch die deines Blattes.« Mittlerweile war die Luft im Büro kaum mehr zu ertragen.

Gustav Fromm, übergewichtig, leicht untersetzt und Chefredaktor des Anzeigers seit der Jahrtausendwende, drehte sich langsam einmal um 360 Grad in seinem Bürostuhl, um etwas Zeit zu gewinnen. »Du lieferst mir bis Mitte Woche eine Geschichte über Simonis Panettone. Wie verdammt glutenfrei der ist, möglicherweise vegan, was weiß ich ... Oder du schreibst, dass die Kunden extra von Zürich nach Seedorf fahren wegen dem exquisiten Stück Teig. Irgendwas halt!«

Humboldt beobachtete mit ein wenig Sorge, wie die Flecken an Fromms Hals langsam über dessen Doppelkinn nach oben wanderten, sodass sein halbes Gesicht ein scheckiges Rot annahm. Eine weitere Pause. Fromms Bürostuhl quietschte bei der leichtesten Bewegung leise. Das Uralt-iPhone-4 in Humboldts Hosensack, vorsichtshalber auf lautlos gestellt, vibrierte kurz. Wohl der falsche Zeitpunkt, einen Blick darauf zu werfen.

»Nun denn, wenn das alles ist«, murmelte Humboldt und machte sich daran, aufzustehen und den Rückzug anzutreten.

Fromm erhob sich ebenfalls und baute sich, obwohl mindestens einen Kopf kleiner, vor Humboldt auf. »Bieg das wieder gerade, oder der Verlust unserer verfickten Glaubwürdigkeit wird ein absurdes Luxusproblem bleiben! Tu was. Mach was!!«, bellte er ihn schließlich an.

»Und was von beidem zuerst?«, fragte Humboldt unschuldig zurück.

STERBEN ZU ROSSINI

»Tock, tock.« Dampf hallten Simonis Schritte im 30.000 Liter fassenden Mehltank im Keller der Bäckerei. Halbjährliche Inspektion wegen möglichen Schimmelbefalls. An einem Montag, weil da die Bäckerei geschlossen hatte. Und im Oktober, bevor der Weihnachtsrummel losging. Vor allem die Nahtstellen waren heikel, weshalb Simoni sie besonders gründlich mit der Taschenlampe ausleuchtete. Die berühmte Ouvertüre zu Rossinis »Die diebische Elster« dröhnte laut durch das Kellergewölbe. *Italienische Oper!* Wie er sie liebte. Eine Zuneigung, die leider gänzlich einseitig war. Wenn Unmusikalität sich in einem Menschen manifestierte, dann in der Person von Federico Simoni: Mitte 40, Sohn italienischer Einwanderer und Meisterbäcker in zweiter Generation. Simonis lautes Pfeifen begleitete Rossinis meisterlich gesetzte Tonfolgen weder melodisch noch rhythmisch akkurat. Was niemandem weniger auffiel als dem gut gelaunten Simoni. Der kauerte auf dem Boden des Tanks, befreite mit einem feinen Pinselchen die letzten Mehltreue aus den Ritzen und quittierte das Nichtvorhandensein grauer Flecken mit einem zufriedenen Grunzen.

Simoni war so in die wunderbare Musik versunken, dass er nicht bemerkte, wie das Treiben am Boden des Tanks durch die Luke aus drei Meter Höhe beobachtet wurde. Was für eine großartige Inszenierung! Mit Rossini als

Soundtrack, mit dem Bäcker und seinem Mehl als Hauptdarsteller und dem Keller der Bäckerei als Kulisse. Zwei dunkel gekleidete Männer griffen oben nach den ersten aufgeschnittenen Mehlsäcken, die bereitstanden, um den Tank für die nächsten Wochen wieder aufzufüllen. Einer der beiden leuchtete mit seiner Taschenlampe nach unten zu Simoni. Der, irritiert von einem zweiten Lichtkegel, unterbrach sein Pfeifkonzert, rückte die Brille zurecht und schaute verwirrt nach oben, zur Quelle des Lichtstrahls. Die ersten 20 Kilo Mehl trafen Simonis Gesicht frontal pünktlich zu einem Crescendo Rossinis. Die Brille fiel zu Boden und wurde vom Mehl begraben. Augenblicklich raubte das feine aufgewirbelte Mehl Simoni Sicht und Atem. Bei der nächsten Packung erwischte es Simonis Taschenlampe, die ihm aus der Hand rutschte und beim Aufprall ihren Dienst quittierte. Verzweifelt versuchte der Bäcker, in der Dunkelheit und ohne Brille die Orientierung wiederzuerlangen. Das Bemühen, Augen und Rachen vom Mehl zu befreien, wurde von der dritten und vierten Ladung von oben zunichtegemacht. Simoni verlor das Gleichgewicht und rutschte in seinen mit einer feinen Plastikfolie überzogenen Schuhen auf dem Mehl aus. Unaufhörlich folgten weitere Ladungen Mehl in immer schnellerem Rhythmus. Fast schien es, als ob die Täter Rossinis Tempo aufnahmen. Der Boden war bereits mit einer dicken Mehlschicht bedeckt. Auf allen vieren tastete Simoni vergeblich nach Brille oder Lampe und irrte ziellos im nebligen Weiß umher. Er musste husten, und mit jedem Mal füllte sich seine Lunge weiter mit dem feinen Pulver. Im Zehnsekudentakt landete eine Ladung nach der

anderen im Tank und begrub Simoni tiefer und tiefer unter einer weißen Mehlschicht. Er atmete nur noch stoßweise und schien sich seinem Schicksal ergeben zu haben. Nach weiteren Minuten Mehldusche war – abgesehen von Rossinis fröhlicher Begleitung – endlich Ruhe. Die Leiter, über die Simoni den Tank betreten hatte, wurde ohne Eile zurück nach oben gezogen. Der Strahl der Taschenlampe suchte durch den Mehlstaub ein letztes Mal den Boden ab, der nun so friedlich dalag wie eine frisch verschneite Winterlandschaft. Keine Spur mehr von Simoni. Er war unter dem Mehl begraben. Zur Sicherheit folgten weitere zehn Säcke. Dann war Schluss. Als Letztes fiel aus der Luke ein kleiner metallener Gegenstand ins Mehl. Der verschwand augenblicklich im Weiß. Dann verschloss der ungebetene Besuch vorsichtig und fachkundig die Luke zum Tank. Nur Rossini musizierte aus den Boxen unverdrossen weiter. Der Chor sang von einem glücklichen Tag: »Oh, che giorno fortunato!«

KARTOFFEL MIT BOHNE

Er unternahm einen dritten Versuch, sein Auto in die dafür vorgesehene Parklücke zu manövrieren. Die meisten von uns wären nach dem ersten Anlauf zufrieden gewesen, er aber wollte es genau: Die vier Räder sollten exakt den gleichen Abstand zu den weißen Linien haben, die das Parkfeld begrenzen. Schließlich hatte er eine Vorbildfunktion: Kommissar Herbert Hutter von der Kriminalpolizei Thurgau war etwas pingelig, was Symmetrien betraf. Fünf Minuten später war er endlich mit dem Resultat zufrieden. Die Kupplung roch etwas streng nach verbranntem Plastik.

Während Hutter seine Schritte Richtung Polizeigebäude lenkte, glaubte er, die Blicke der Kolleginnen und Kollegen hinter den Fenstern zu spüren. Gut so, sollten sie ruhig von ihm lernen, wie Präzision geht. Stolz drückte er seinen Rücken durch, was nicht viel half: Herbert Hutter war eher kurz geraten. Das kompensierte er mit einem gemütlichen Bäuchlein, das sich jedes Jahr etwas weiter ausdehnte. Hinter vorgehaltener Hand tuschelte der Rest des Polizeicorps über ihn als »die Kartoffel«. Der braunbeige Mantel, den er unabhängig von Jahreszeit und Anlass trug, unterstrich den Gesamteindruck.

Noch drei Jahre bis zur Frühpensionierung. So lange würde Regierungsrat Streuli seine schützende Hand über ihn halten. Hutter hatte Streuli einst bei einer Razzia in einem illegalen Bordell fliehen lassen, bevor andere

Beamte den prominenten Gast erkannten. Das half dem Kommissar nun in Zeiten eher bescheidener Ermittlungserfolge.

Hutter teilte das Büro mit Lisa Lehmann, die nach tadellosen Leistungen als Praktikantin auf Mitte Jahr zu seiner Assistentin befördert worden war.

»Guten Morgen, Frau Lehmann.«

Wow, vier Worte am Stück. An normalen Tagen war dies das Maximum an Gesprächigkeit. »Morgen, Chef!« unterbot sie ihn für einmal.

Lisa Lehmann war physiologisch und altersmäßig Hutters Antipode. Frisch ausgebildet an der Polizeischule, groß gewachsen und etwas zu dünn geraten hatte sie intern den Spitznamen »die Bohne« bekommen. Sie war klug, fleißig und nervte sich nicht an der mundfaulen Art ihres Chefs.

»Ist was?«, fragte er.

»Nö.«

»Gut so!« Er hoffte, das möge so bleiben, und nahm den Kreuzlinger Anzeiger zur Hand, der – immerhin sauber gefaltet und im rechten Winkel – vor ihm lag.

Nur eine Erwähnung der Thurgauer Polizei an diesem Tag im aktuellen Teil: Bei einer Geschwindigkeitskontrolle auf der A 7 kurz vor Kreuzlingen wurden 15 Automobilisten gebüßt (ja, es waren tatsächlich nur Männer!), der Schnellste war mit 157 Stundenkilometern unterwegs. Wohlige Routine. Darum blätterte Hutter schnell weiter zu seiner Lieblingsrubrik am Schluss des Anzeigers: Nachrufe.

Eine 87-Jährige aus Ermatingen: friedlich eingeschlafen.

Ein 56-Jähriger aus Illighausen: Motorradunfall.

Ein 71-Jähriger aus Hefenhofen: nach langer, schwerer Krankheit.

Hutter legte die Zeitung zur Seite. So mochte er es. Keine verdächtigen Todesfälle. Er schaute zufrieden zu Lisa Lehmann, die gar nicht wusste, womit sie den Hauch eines Lächelns bei ihrem Chef verdiente.

Leider würde der Frieden nicht lange anhalten.

MEHR DEO BITTE

Wenn ich etwas richtig gut kann, dann Nichtstun. Ich bin ein Meister der Prokrastination. Und bevor Sie jetzt nachschlagen müssen: Ich schiebe gerne Aufgaben vor mir her. Eigentlich beschreibt das hässliche Fremdwort eine *Arbeitsstörung*. Aber für mich ist das keine Störung. Ich fühle mich wohl dabei.

Nachdem wir nun einige Zeit miteinander verbringen werden, erlauben Sie bestimmt, dass ich mich kurz vorstelle: Humboldt mein Name. Sie kennen meinen berühmten Namensvetter: den umtriebigen deutschen Entdecker *Alexander* von Humboldt. Das Einzige, was uns verbindet, ist der Nachname. Außer dem »Skandal« um Simonis Panettone hab ich noch selten etwas entdeckt. Mein Vorname ist Carl. Mit C, da lege ich Wert drauf.

Wie mein Senior, der sich bei der Wahl des Vornamens wenig Arbeit gemacht hat. Seinem Namen verdanke ich immerhin meine Jobs. Denn mein mittlerweile pensionierter Vater war ein ebenso geschätzter wie auch gefürchteter Dozent für deutsche Sprache an jeder Journalismus-Schule nördlich der Alpen, Verfasser diverser Standardwerke auf diesem Gebiet. Seine Stilmerkmale: immer sauber gescheitelte Silbermähne und, etwas vom wenigen, das er mir vererbt hat, stechend blaue Augen. Meine Familienverhältnisse waren - obwohl Humboldts damals in sehr wohlhabenden Verhältnissen in einem Herrschaftshaus an der Zürcher Goldküste lebten -

schwierig. Meine Mutter verließ ihren tyrannischen Ehemann, als ich zehn Jahre alt war. Sie brannte mit einem von Seniors Studenten nach Deutschland durch und brach jeden Kontakt zu ihren Männern ab. So wurde ich von einer strengen Haushälterin aufgezogen: Mathilda, gesegnet mit kupferroten Haaren, die sie stets ordentlich zu einem Dutt frisiert trug. Nie konnte ich ihr etwas recht machen, und so wuchs in mir die Erkenntnis heran, dass ich geradeso gut nichts machen konnte als etwas mutmaßlich Schlechtes, das jedenfalls nicht gefällt.

Mein Vater war oft außer Haus. Er unterrichtete an Journalistenschulen im ganzen deutschsprachigen Raum. Wir hatten zeitlebens kein besonders herzliches Verhältnis. »Du bist ein talentierter Taugenichts«, meinte der Senior zum Junior. Immerhin: Der Name Humboldt führt nach wie vor zu leichten Beben in Journalistenkreisen. So glaubt mancher Chefredaktor, sich mit dem Namen auch Qualität einzukaufen. Wie vor knapp einem Jahr auch Gustav Fromm vom Anzeiger.

»Und? Wie lief's?«, fragt Sunny, als ich das Chefbüro verlasse.

»So gut, wie's unter diesen Umständen gehen konnte«, antworte ich. »Dicke Luft jedenfalls. Und wenn du ihm nicht das Deo wechselst oder dafür sorgst, dass er überhaupt eines benutzt, befürchte ich für den Frühling mit steigenden Temperaturen noch Schlimmeres.«

Sonja Krüger, dank ihrem sonnigen Gemüt von mir und dem Rest der kümmerlichen Truppe »Sunny« gerufen, ist ein ehemaliges Foto-Modell und auch heute noch, geschätzt

Mitte 30 und seit rund zwei Jahren Fromms Assistentin, eine erhabene Erscheinung: Eine Frau, die, wo immer sie auftritt, auffällt, nicht zuletzt dank ihrer Größe von knapp einem Meter 80. Wir begegnen uns beinahe auf Augenhöhe.

Sunny übergeht meine Anspielung wegen des Deos routiniert. Von ihrer Liaison zu Fromm weiß die gesamte Redaktion, obwohl sich die beiden nach Kräften bemühen, diese so diskret wie möglich zu halten. Ich frage mich, was eine Frau wie Sunny an einem Mann wie Fromm reizt. Seine Macht vielleicht? Oder das fast schon mütterliche Bemühen, einen wie Fromm noch umzuerziehen, ja ansatzweise mitgestalten zu können?

»Wenn du mir in den nächsten Tagen einen Termin bei Simoni organisierst ...«, bitte ich Sunny.

»Simonis Schummeleien?«, fragt sie zurück.

»50 Gramm, 2 Franken«, bestätige ich. Da vibrierte mein Handy ein zweites Mal im Hosensack. Später. Genug geärgert für heute. Jetzt war es Zeit fürs Feierabendbier. »Bis morgen!«

Sunny sieht mir nach. Ich spüre ihren Blick. Schöner Arsch, denkt sie bestimmt. Dabei meint sie den Körperteil und noch nicht den Charakter.

ENDLICH EINE GUTE GESCHICHTE!

Schauen Sie sich Seedorf von oben an. Sofern Sie überhaupt etwas sehen, denn der Nebel hielt sich schon jetzt, zu Beginn des Herbsts, hartnäckig am Ufer des Bodensees. Seedorf war mit knapp 1.000 Einwohnern eine der kleinsten Gemeinden in der Region. Die Häuser hatten sich wie bei einer Modelleisenbahn ans Wasser geschmiegt und wirkten bei solchem Wetter besonders verschlafen. Das Inventar war mittlerweile recht übersichtlich: zentral gelegen ein Bahnhof mit Zugshalt jede Stunde, einmal seeauf-, einmal seeabwärts. Immerhin im Takt. Die Umfahrungsstraße, vor drei Jahren mit Pomp eröffnet, sorgte zwar für weniger Abgase, sog aber gleichzeitig noch das letzte Leben aus dem Dorf. Strukturwandel nannte sich das wohl in Ökonomen-Deutsch. Wer konnte, floh Richtung Stadt. Handwerksbetriebe verschwanden, eine Drogerie und die Metzgerei ebenso. Die Spezialitäten-Bäckerei Simoni hielt sich tapfer, dazu das Hotel Seehof mit dem Mehrzwecksaal für Gemeindeversammlungen und das Weihnachtessen des FC Seedorf, der auf einem holprigen Fußballfeld eine kleine Junioren- und eine jedes Jahr weiter dezimierte Senioren-Abteilung beschäftigt hielt. Außerdem gab es ein kleines Schulhaus mit noch vier Klassen. Die Menschen bewohnten winzige Einfamilienhäuschen aus den 50er- oder 60er-Jahren oder eines der schmucklosen Mehrfamilienhäuser, die in den 90er-Jahren zwischen Bahnhof und Umfahrungsstraße entstanden waren. Im

Dorfkern gegenüber der Kirche hielten sich tapfer einige für den Thurgau typische Riegelhäuser.

Die Lokalredaktion des Anzeigers hatte sich günstig in den verwaisten Büroräumlichkeiten einer ehemaligen Großschreinerei eingemietet. Von dort aus versorgte sie die Zentrale in Kreuzlingen mit Stoff vom westlichen Schweizer Bodenseeufer. Gerüchte über eine Schließung der lokalen Außenstelle machten immer wieder die Runde, was der Laune der dort Beschäftigten nicht außerordentlich förderlich war.

Während Humboldt durch das verlassene Dorf zu seinem verfrühten Feierabendbier schlenderte, nahm er sich vor, mal wieder nachzufragen, was an den Gerüchten dran sei, dass auch der letzte Lebensmittelladen, eine Migros mit dem Nötigsten für den täglichen Bedarf, das Dorf verlasse. Gute Konsumgeschichten waren rar.

Humboldt betrat das Lokal, und da stand sie: Haare und Augen wie dunkles Öl, eine Haut so ebenmäßig wie frisch geschliffener Kristall, meist von einem Duft nach feinstem Patchouli umgeben, dazu ein Gang wie ein Engel auf der Wolke: Shaila war eine Schönheit, mehr noch: die ästhetische Perfektion in der Gestalt einer Frau. Und damit der Hauptgrund, warum das »Red Tiger« überhaupt noch ab und zu Gäste hatte. Ein bescheuerter Name für ein Lokal in einem Kaff wie Seedorf, geschuldet der ehemaligen Wirtin und Mutter von Shaila. Mala. Sie stammte aus Sri Lanka, hatte dort einen Schweizer Touristen kennen- und lieben gelernt und wollte mit dem Tiger etwas Heimat in die Schweiz bringen. Der Kobelt Franz, Goalie in der Seniorenfußballmannschaft des FC

Seedorf - das, weil groß gewachsen -, mit schlaksigem Gang und gelassenem Gemüt, verliebte sich Mitte der 80er-Jahre während eines Schnorchelurlaubs in die Frau aus Sri Lanka. Shaila kam exakt zehn Monate nach deren ersten Begegnung auf die Welt und schien sich das Beste aus den beiden Gen-Pools geschnappt zu haben. Leider war dem Hausherrn kein langes Leben beschert gewesen: Über 20 Jahre Wirteleben forderten ihren Tribut, und so starb der Kobelt Franz mit 55 an einem Herzinfarkt zwischen den Pfosten des FC Seedorf. Gerade noch hatte er einen Penalty abgewehrt, da brach er unter der Last des Jubels seiner Mitspieler zusammen. Mala, nun ihrerseits mit gebrochenem Herzen und mit wachsendem Heimweh, kehrte ein Jahr später nach Sri Lanka zurück und hinterließ ihrer Tochter, die hier aufgewachsen war und sie nicht begleiten wollte, das Lokal.

»Carl. Wie schön!« Shaila war eine der wenigen im Dorf, die ihn beim Vornamen nannte. »Wie immer: ein Lion?«

Dass im Tiger ausgerechnet Löwe serviert wurde, hatte Humboldt nie eingeleuchtet. Aber Gespräche mit Shaila über Bier waren nicht zielführend.

»Gerne!« Shaila zuliebe trank er das importierte und darum stark überteuerte exotische Gebräu. Dazu servierte sie eine Schale mit gerösteten Kichererbsen. Humboldt genügte das. Er genoss es, in Shailas Nähe zu sein. Denn sie war nicht nur schön, sondern ebenso schlau, wenn nicht sogar noch etwas schlauer als schön. Shaila war Humboldts beste Freundin und - das musste er zugeben - momentan auch die einzige. Natürlich hatte Humboldt viele Bekanntschaften, Frauen mochten große Männer wie ihn.

Leichtes Spiel, am Anfang. Aber immer, wenn's ernst wurde, flüchtete er. Das letzte Mal hatte ihn seine Flucht den Job gekostet. Die Lehre aus seiner Affäre mit Gisela W., Chefredaktorin der Mittelland-Zeitung: »Don't fuck your boss.« Zumindest diese Gefahr drohte hier beim Anzeiger nicht, dachte Humboldt mit einer Mischung aus spontaner Dankbarkeit und leichter Übelkeit.

Das Lokal war leer. Typisch für einen nebligen Abend im Oktober. Das Lion schäumte im Glas. Humboldt nahm einen kräftigen Schluck und erzählte Shaila vom Gespräch mit Fromm, was sie etwas unsensibel, aber korrekt mit »Luxusproblem!« kommentierte. »Und sonst?«

Humboldt dachte nach. Da war doch noch was. Kurz bevor das Schweigen peinlich wurde, fielen ihm die SMS wieder ein. Er fingerte sein iPhone aus der Hosentasche, und da waren sie, die beiden Mitteilungen:

Heute, 15.21

Gute Geschichte! Interessiert?

Heute, 15.43

Geben Sie heute noch Bescheid.

Sonst verfällt das Angebot

Humboldt kannte die Nummer des Absenders nicht. Es war keiner seiner abgespeicherten Kontakte.

»Schau mal«, sagte er und zeigte Shaila die Nachrichten. Eine feine schmale Falte bildete sich auf ihrer Stirn. »Schlampig«, meinte sie.

»Was, schlampig?«

»Zwei Schreibfehler. Außerdem fehlt der Punkt. Hinter das Wort ›Angebot‹ gehört ein Punkt. Unsorgfältig jedenfalls, oder er hatte es eilig.«

»Oder sie.«

»Sie?«

»Das könnte auch eine Frau geschrieben haben.«

»Kaum. Ein Ausrufezeichen hinter ›Gute Geschichte‹. Das sieht ganz nach einem Mann aus. Angeber.«

DER 187-MILLIONEN-GEWINN

Humboldt lag auf dem Sofa in Zimmer 11, trank billigen Rotwein, wenn auch Bio, und wartete. Im Pay-TV lief ein Fußballmatch, Premier League, Dritter gegen Elfter. Wer tat sich so was an? Der Ton war abgedreht. Humboldt hatte so immerhin das Gefühl, nicht allein zu sein, und wurde doch nicht gestört beim Nichtstun. »Bin interessiert!«, hatte er noch im »Red Tiger« während des dritten Biers geschrieben. »Nimm das Ausrufezeichen weg«, hatte Shaila geraten. »Bleib entspannt und mach einen Punkt.«

Das war vor drei Stunden gewesen. Seither wartete Humboldt. Seine »Wohnung« war ein Hotelzimmer im Seehof: hartes Bett, enge Dusche, kleine Küche, das letzte Mal Anfang der 90er-Jahre renoviert. Es roch nach abgestandener Feuchtigkeit. »Bekommst du nicht mehr raus aus den alten Mauern«, hatte der neue Seehof-Chef Milo Babic schulterzuckend gemeint. »Verwohnt« nannte man so was wohl. Das Zimmer war ein Spiegel von Seedorf, von Humboldt selbst: die besten Zeiten schon hinter sich. Die Unterkunft hatte einen Vorteil: 750 im Monat, inklusive. Also finanziell seinem Journalistenlohn angemessen. Und Babic nahm so zumindest mit einem der zwölf Zimmer des Hauses noch etwas Geld ein.

Als Humboldt entspannt auf dem Bett lag, wanderten seine Gedanken zurück zu Shaila. Er hatte sie sehr lieb, und wer weiß, was wäre, wenn es da nicht den beträchtlichen Altersunterschied gäbe. Sie war Ende 20, er

bald 50. Dazu kam die latente Unlust von Humboldt, sich auf richtige Arbeit einzulassen, das galt für Berufliches ebenso wie für Beziehungsarbeit. So waren sie immerhin beste Freunde, without benefits. Vorläufig. Humboldt schloss da für sich nichts aus.

Ein unspektakuläres 0:0 wurde abgepfiffen, und bevor die Expertenrunde ihre unerträgliche Analyse beginnen konnte, zappte sich Humboldt durch die restlichen knapp hundert Sender und schaltete schließlich den Kasten aus. Noch immer keine Antwort. Vielleicht war der Punkt anstelle des Ausrufezeichens doch zu entspannt gewesen, zu wenig interessiert. Eine gute Geschichte, das würde ihm beim Anzeiger etwas Luft verschaffen und ihm möglicherweise sogar den Kreuzgang zu Simoni ersparen. Entspannt bleiben ... Shaila hatte gut reden. Ein weiteres Glas Rotwein unterstützt die Entspannung, dachte Humboldt und griff nach der Flasche, als sein Handy diskret Laut gab:

Heute, 22.51
187 Millionen für Seedorf.
Rekord-Jackpot geht ins Toggenburg!

Humboldt starrte aufs Display, trank einen großen Schluck Wein und tippte:

22.52
Quelle?

22.53
Der Gewinner!

EIN TAG MIT GUTEN FRAGEN

Meine Zunge fühlt sich am nächsten Morgen leicht pelzig an. Da hilft alles Bio nichts. Aber wenigstens ist der Rest des Kopfs nach einer ausgiebigen Dusche und dem zweiten Kaffee schnell wieder klar. Zeichen von beginnendem Alkoholismus?

Leider hat sich Shaila gestern Abend nicht mehr gemeldet. Es war auch schon nach 23 Uhr, als ich ihr die aufregende Neuigkeit mitteilen wollte. Denn die SMS ergeben Sinn. Tatsächlich hat die Ziehung der Euromillions letzten Freitag nur einen Gewinner ermittelt, der einen dreistelligen Millionenbetrag einstrich. Die Nachricht stand am Samstag auch im Kreuzlinger Anzeiger auf der Seite mit den vermischten Meldungen. Wohin das Geld fließt, ging aus der ersten kurzen Agentur-Nachricht nicht hervor. Ich erinnere mich: Wird da nicht üblicherweise das Land, sogar die Region, wo der Schein aufgegeben wurde, auf Nachfrage bekannt gegeben? Keine großartige Recherche, aber solange es sonst niemand tut, ist es mein Primeur. Und den kann ich, angesichts des Panettone-Gates, gut gebrauchen. Das ist mein Plan für heute. So was hab ich selten.

Schöne Schlagzeile jedenfalls: »Millionen für Seedorf«. Je länger ich über die mögliche Geschichte nachdenke, desto besser gefällt sie mir. Ein Dorf wird von Millionen geflutet: Wer ist der Gewinner? Alle rätseln, verdächtigen einander. Der Bäcker den Wirt, der Pfarrer den Ministranten, der

Schüler den Lehrer. Wer verhält sich auffällig? Wer gibt als Erster ohne Grund eine Runde im Seehof aus? Und was passiert mit den Millionen an Steuereinnahmen, die fällig werden? Wo nicht viel ist, wächst der Neid besonders gut.

Das Ding kann tatsächlich groß werden. Ich wähle mit einer für mich ungewohnten Dynamik ein frisches Hemd und kontrolliere – das hat mir die verflossene Gisela beigebracht – im Badezimmerspiegel die Nasenhaare, respektive die gewünschte Abwesenheit derselben.

Vom Seehof in die Redaktion des Anzeigers ist es nur ein fünfminütiger Spaziergang. Fast alles in Seedorf lässt sich in fünf Minuten zu Fuß erreichen. »Richte Fromm aus, er soll mir den Aufmacher für morgen freihalten«, bitte ich Sunny, als ich die Redaktion betrete.

»So früh so dynamisch? Wie kommt's? Und nicht einmal ein ›Guten Morgen, liebe Sunny, hervorragend siehst du heut mal wieder aus!« Ich habe ausnahmsweise keine Lust auf einen kurzen Flirt. (Wie einfach der wäre: »Das tust du doch immer!«) Sie ruft mir nach: »Aber gerne doch!« Schon knallt die Tür hinter mir zu.

Bis Mittag brauche ich Gewissheit, ob die Jackpot-Geschichte tatsächlich eine ist. Ich schiebe einen Stapel mit Notizen für den Nachruf auf eine vor Monatsfrist verstorbene langjährige Anzeiger-Abonnentin beiseite und starte den PC. Und warte. Und warte. Und warte, bis sich auch das Betriebssystem bequemt, die Arbeit aufzunehmen. Dann meldet sich mein Handy. Shaila, endlich!

Ich erzähle ihr von den beiden neuen Mitteilungen seit den Feierabendbieren gestern. Nach kurzem Nachdenken

sagt sie bestimmt: »Carl, überleg! Da treibt jemand ein Spiel mit dir! Du bist Journalist und kein Treuhänder. Was ist sein Interesse an dir? Warum soll ein Lottogewinner freiwillig auf sich aufmerksam machen wollen?« Die Frage hat was.

NOCH EIN TODESFALL

Cornelia Zahner war eine langweilige Person. Als Romanfigur würde sie wohl früh in der Geschichte geopfert werden, damit der Leser wegen ihr nicht schläfrig wurde. Kein Wunder sollte genau dies auch hier und heute ihr Schicksal sein, als sie einem alten Bekannten leichtsinnigerweise die Tür öffnete.

Mit Ende 30 sah Frau Zahner aus wie Mitte 50. Und meist fühlte sie sich auch so. Ihre Haut war so grau wie ihr Alltag, ihre Haare so spröde wie ihr Charakter. Seit ihr Mann, damals wie sie Lehrer an der Seedorfer Schule, vor 13 Jahren unter nie geklärten Umständen nach einer Weihnachtsfeier den Weg nach Hause verpasst hatte und tags darauf erfroren im Wald aufgefunden worden war, hatte sich die Witwe Zahner weitgehend aus der Öffentlichkeit zurückgezogen und war stattdessen religiös geworden. Ihr Teilzeitpensum als Biologie-Lehrerin versah sie unauffällig, nie gab es Klagen, nie gab es Lob. Ihr Gemeinderatsamt als politische Vorsteherin des Schulbetriebs im Nebenamt und der sonntägliche Besuch der heiligen Messe in der katholischen Kirche Seedorf blieben ihre einzigen öffentlichen Auftritte außerhalb der Schule. Cornelia Zahners wahre Leidenschaft galt den Orpington-Hühnern, die sie in ihrem Garten hielt. Aus England stammend waren sie größer und schwerer als die einheimischen Rassen: also hervorragende Eier- und Fleischproduzenten. Der Seehof hatte sich als Abnehmer

für beides bereiterklärt. Milo Babic und der verstorbene Klaus Zahner waren vor dessen Tod beste Freunde gewesen. Babic fühlte sich darum der Hinterbliebenen verpflichtet, ihr mit dem regelmäßigen Kauf von Hühnerfleisch und -eiern etwas Gutes zu tun.

Ansonsten interessierte sich niemand für die Hühner, und niemand interessierte sich für Cornelia Zahner. Dass ihrem Leben an einem gewöhnlichen Dienstag ein so eigenwilliges und gewaltsames Ende bereitet würde, war so gesehen eine überraschende und für sie selbst durchaus unpassende Wendung. Und dass dabei ein Ei aus ihrem Hühnerstall eine entscheidende Rolle spielte, war bittere Ironie. Opfer und Täter begrüßten sich herzlich, wie es sich für Altbekannte gehörte. Als die beiden sich kurz nach dem Eindunkeln mit zwei Gläsern Eierlikör aus eigener Produktion zuprosteten, schmeckte sie das starke Beruhigungsmittel, das der Besuch unbeobachtet in ihr Glas gegeben hatte, in der klebrig-süßen Masse nicht.

»Ich bin ja so gerne in Ihrer Gesellschaft«, sagte sie frei von jeglichen Anzüglichkeiten. Nach dem Gottesdienst-Besuch am Sonntag und den Montagslektionen in der Schule fiel sie tags darauf öfter in ein emotionales Loch. Da kam ihr Besuch gerade recht. »Erzählen Sie, wie war Ihr Wochenende?« Trotz langer Bekanntschaft siezten sie sich.

»Das Alter, meine Liebe. Es strengt mich tatsächlich immer mehr an.« Der Mann tat einen tiefen Seufzer und schaute nachdenklich in die zähe gelbe Flüssigkeit. »Da kommt so ein Gläschen Zaubertrank gerade recht. Sehr zum Wohle, uns beiden!«